



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

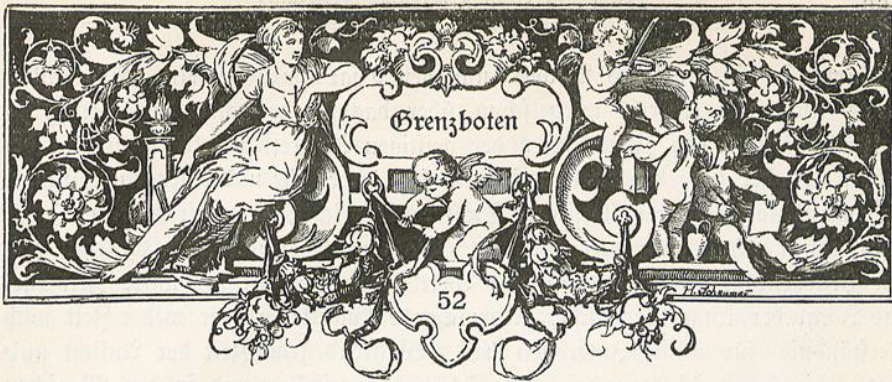
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Kaemmel, Otto: Falsche Ideale und wahrer Idealismus

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



falsche Ideale und wahrer Idealismus



Die Aufgabe, jungen Leuten auf der höhern Schule die geistige Ausrüstung fürs Leben zu geben, ist heute schwieriger als früher, denn es handelt sich darum, die Fähigkeit für die volle praktische energische Thätigkeit zur Beherrschung der Welt mit der alten, tief gegründeten und vertiefenden Bildung zu vereinigen, die der Stolz unsers Volks gewesen ist und bleiben soll. Die Zeit, wo Schiller sang:

Zwo gewaltige Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,

ohne auch nur daran zu denken, daß auch sein Volk an diesem Kampfe teilnehmen könne und müsse, die Zeit, wo es uns Deutschen ging wie dem Poeten, dem Zeus, nachdem die Welt vergeben ist, tröstend zuruft:

Willst du in meinem Himmel mit mir leben,
So oft du kommst, er soll dir offen sein,

diese Zeit ist auch für uns Deutsche vorüber. Auch wir sind, teilweise zögernd und widerwillig, wie es nun einmal in unsrer unglücklichen doktrinären Art liegt, in die Reihe der weltbeherrschenden Völker eingetreten, denn die Frage stand und steht noch so, ob wir im kommenden Jahrhundert überhaupt zu den wahrhaft großen, selbständigen Nationen zählen, oder ob wir, auf Europa beschränkt, in die zweite Reihe zurücktreten sollen, ob unsre reiche Kultur ihren Rang im Kreise der Kulturvölker behaupten kann, oder ob sie zu einem bloßen Ferment der Weltkultur herabsinken soll. Hinter dieser Aufgabe, den Boden unsers Lebens zu verbreitern, hinter der Weltweite dieser Ausichten tritt jetzt alles andre zurück. So wird diesem Geschlechte die ungeheure Aufgabe zugemutet, sich aus einem Volke der Dichter, Denker und

Träumer in ein Volk des Willens und der That umzuwandeln. Aber allerdings nicht mit Unrecht wird schon über das Vorherrschen der materiellen Interessen, über das Zurücktreten der geistigen Interessen geklagt, und in der That, von der hingebenden Begeisterung für ästhetische und litterarische Dinge, die das Zeitalter unsrer klassischen Dichter beherrschte, sind wir hundert Jahre nach ihnen sehr, sehr weit entfernt. Während jene Zeit ihr Ideal in dem am Hellenentum ästhetisch gebildeten Weltbürger sah, ist für unsre Zeit eher das Ideal der kluge, praktische, geldmachende Amerikaner, der weder Zeit noch Verständnis für ideale Interessen hat. Während jene Zeit der Ansicht huldigte, die Kunst sei dazu da, das Schöne darzustellen und so den Menschen über die platte Alltäglichkeit emporzuheben, sieht unsre Zeit gerade in der Schilderung dieses platt Alltäglichen und vor allem des Häßlichen und Gemeinen ihre Aufgabe; während sich die Zeitgenossen Goethes und Schillers an der klassischen Hoheit der Iphigenie auf Tauris erfreuten, sollen wir ein Abbild unsrer Zeit im Fuhrmann Henschel sehen. Gewiß, die Gefahr der Verrohung, der Vergröberung, der Veräußerlichung, der Veramerikanerung ist nahe genug, gerade für unser Volk, das nur eine sehr bescheidne Ausstattung mit dem Sinne für das Schöne empfangen hat, und sie läßt sich nicht dadurch bekämpfen, daß wir immer wieder nur auf die Ideale unsrer klassischen Zeit zurückweisen, denn diese Ideale beruhten auf einer Idealisierung früherer im Grunde nur mangelhaft bekannter Kulturzustände, und zu scharf ist heute das Licht der Wissenschaft, als daß wir an dieser Idealisierung festhalten könnten, ohne unwahrhaftig zu sein.

Zwei Zeitalter sind es, die unsre Klassiker und die sich an sie anschließenden Romantiker in idealem Lichte sahen — jene das Altertum, vornehmlich das hellenische, diese das Mittelalter. Der Hellene galt den Klassikern als der Normalmensch schlechtweg, das Griechentum als die Jugendzeit der Menschheit, als das Normalvolk, das sich, fast unbeeinflusst von Fremden, aus eigener Kraft und in sich selbst ruhend in innerer Gesetzmäßigkeit entwickelt habe. Während die Renaissance mehr die litterarisch-künstlerische Formgebung an der Antike bewundert und nachgeahmt hatte, strebten unsre Klassiker vor allem den Geist des Hellenentums zu erfassen. Es hat etwas Rührendes, zu sehen, wie sich Goethe in seinem Hause in emsiger Sammlerarbeit mit allem dem umgeben hat, was ihm die klassische Zeit und den klassischen Sünden inmitten der höchst bescheidnen, ja dürftigen Umgebung einer thüringischen Landstadt vergegenwärtigen konnte; und wie weit dieses Bedürfnis unter den Gebildeten verbreitet war, das zeigen unter anderm auch fürstliche Landsitze, wie etwa der sogenannte Stein am Wörlitzer See, wo sich ein Fürst von Anhalt-Deßau Italien in Bildern, Büsten, Reliefs, ja sogar in der Nachbildung eines antiken Theaters, der römischen Katakomben, der blauen Grotte von Capri und des Vesubs in die norddeutsche Flachlandschaft mit ihren Wiesen und Laubwäldungen hinein-

zuzaubern versucht hat. Nur auf der Grundlage solcher Anschauungen und solcher Neigungen konnte unsere klassische Dichtung erwachsen.

Wie vieles ist davon für immer verschwunden! Wir kennen jetzt die griechische Kultur in ihrer engen Verbindung mit dem Orient, in ihrer zeitlichen und örtlichen Bedingtheit, wir sehen ihre dunkeln Schattenseiten, die Sklaverei, ohne die sie überhaupt nicht denkbar ist, den verbissenen Partikularismus der Städte und Stämme, den raschen Verbrauch köstlicher Kräfte in ununterbrochenen, innern Kriegen, den abweisenden Hochmut gegenüber allen „Barbaren“, die Unfähigkeit, die alte Volksreligion mit den neuauftretenden sittlichen Idealen zu versöhnen, die deshalb nur zersetzend, nicht verjüngend auf sie wirkten, die innere Friedlosigkeit, die trotz alles Tugendstolzes der Philosophen daraus hervorging, also, daß mit vollem Rechte gesagt worden ist:

Daß sie am Schmerz, den sie zu trösten
Nicht wußte, mild vorüberführt,
Erkenn ich als der Zauber größten,
Womit uns die Antike rührt.

Und wie furchtbar einseitig erscheint uns doch die Härte des römischen Staatsbegriffs nach innen und nach außen, der den Menschen verschlingt und die Völkerpersönlichkeiten vertilgt, damit ein Gesetz dieser reichen Kulturwelt am Mittelmeer gebiete, und an der Tiber aller Reichtum und alle Bildung zusammenströme!

Schon die Romantik war eine Art Reaktion gegen die einseitige Idealisierung und Verherrlichung des Altertums, die dem Deutschen zumutete, Hellene zu werden, um Mensch zu sein; sie brachte die Vorzeit des eignen Volks, das germanische Altertum und das Mittelalter, von dem unsere Klassiker als von einer barbarischen Verfallzeit im Grunde ebenso wenig etwas wissen wollten als die Humanisten, wieder zur Geltung, sie führte damit ein überaus fruchtbares Zeitalter der historisch-sprachlichen Wissenschaften herauf, auf dessen Boden wir noch heute stehn. Aber die Begeisterung, ohne die eine große Leistung nicht denkbar ist, führte auch zu einer Idealisierung des Gegenstands dieser Forschung. Die Germanen wurden als das Volk makelloser Sittlichkeit und hingebender Treue noch mehr idealisiert, als es Tacitus in seiner Germania auf dem dunkeln Hintergrunde einer tiefverderbten Kultur gethan hat. Die „schöne edle Ritterzeit“, von der auch Königin Luise schwärmte, erschien als das Blütezeitalter germanischer Treue, Hingebung und Frömmigkeit, und ein lichter Schimmer verklärte das bemooste Trümmerwerk unsrer Burgen, wo einst tapfere Ritter die Speere zur eignen und zu des Lehnsherrn Ehre gebrochen, und schöne minnigliche Frauen den Siegern ihren Dank gespendet hatten, und der gotische Baustil, der erst aus Frankreich herübergekommen war, erschien als der eigentlich nationaldeutsche, den man nun, oft in recht unglücklichen Nachahmungen, wieder zu beleben suchte.

Wir denken heute wesentlich anders. Wir können nicht leugnen, daß der erste große Römersieg der Germanen, die Teutoburger Schlacht, das Werk verschlagener Untreue war, und daß der Befreier Armin durch Verrat unter dem Mordstahle seiner Geschlechtsgenossen fiel. Wir sehen nur zu deutlich die wilden Ständekämpfe des Mittelalters, das ungerichtete Begehren, die „Zerfahrenheit des Seelenlebens“ dieser Menschen, die beständig zwischen träger Ruhe und leidenschaftlicher Aufregung, zwischen tiefer Zerknirschung und rohem Lebensgenuß hin und her schwanken, den blinden Fanatismus, die furchtbare Wucht des Aberglaubens, der auf den Seelen lastet, die Unfähigkeit, von überlieferten vorgefaßten Meinungen loszukommen, sich zu freier Selbständigkeit der Persönlichkeit emporzurichten; wir sehen statt der gepriesenen Lehnstreue nur zu häufig schnöde Treulosigkeit, neben der feinen ritterlichen Sitte tiefe Unsittheit und brutale Rohheit.

Aber wenn für uns der ideale Schimmer verblaßt ist, der für unsere Vorfahren das Altertum und das Mittelalter umgab, so müssen wir doch, wenn wir ehrlich sein wollen, bekennen, daß unsere Zeit tief in einer gewissen Selbstidealisierung und Selbstverliebtheit drinsteckt. Fast könnte man als ihren Typus Fausts *Famulus Wagner* bezeichnen, der im Gegensatz zu dem unersättlichen Forschungsdrange seines Herrn tiefbefriedigt fühlt, „wie wir es doch so herrlich weit gebracht,“ und die Ironie in der Zustimmung Fausts: „O ja, bis an die Sterne weit“ kaum versteht. Wir vergessen nur zu oft die Wahrheit, die Faust diesem in der Erde wühlenden und an der Erde haftenden Handwerker des Geistes zuruft, daß der Wissenschaft, der menschlichen Erkenntnis ganz bestimmte Grenzen gezogen sind, über die wir heute so wenig hinausgekommen sind wie vor zweitausend Jahren, daß aller Fortschritt relativ ist und immer mit Verlusten auf andern Gebieten erkauft wird, daß die Fortschritte der Gegenwart wesentlich technischer Art sind, daß sie neue, bisher unbekannte soziale Übelstände geradezu erst erzeugt haben, daß unsere Sittlichkeit kaum Fortschritte gemacht hat, in mancher Beziehung eher Rückschritte, daß in der nervösen Hast und Hitze des modernen wirtschaftlichen und geselligen Lebens uns die Behaglichkeit eines schlichten Daseins und die Ruhe zur Vertiefung immer mehr abhanden kommt, daß infolgedessen unsere Bildung einen zerfahrenen, unfertigen Charakter trägt und uns die ruhige tiefe Klarheit eines Lebens, wie es Goethe oder Schiller in der Zeit ihrer Reife lebten, völlig verloren gegangen ist, daß deshalb in dieser gepriesenen Zeit eines ungeheuern Fortschritts der Pessimismus, die Verzweiflung auch an der Möglichkeit jedes Fortschritts eine weitverbreitete Krankheit ist.

Und doch ist dieselbe Zeit vielfach wieder geneigt, den Menschen selbst zu idealisieren, zu überschätzen, eine Neigung, die besonders in Zeiten hoher Kultur immer wieder auftaucht, in Zeiten, wo der Mensch die Schranken seiner Abhängigkeit weniger fühlt, weil er sie in der That etwas weiter hinausgerückt

hat. Wie sich die Stoiker erhaben dünkten über das Leid der Erde, nicht im Gottvertrauen, sondern im Tugendstolze, wie die Philanthropinisten, die nur Rousseaus Anschauungen wiedergaben, an die ursprüngliche, nur durch die Kultur verdorbene Güte der Menschennatur glaubten und wähten, uneingedenk des alten herben Bibelworts: „Des Menschen Dichten und Trachten ist böse von Jugend auf,“ diese Jugend nur mit sanften Worten und verständiger Belehrung zum Guten leiten zu können, so verkennt man heute gar oft und grundsätzlich die tiefe Sündhaftigkeit, also die Unvollkommenheit des Menschengeschlechts. Man meint, durch gesetzliche Maßregeln einen dauernden idealen, vollkommenen Zustand herstellen zu können, ohne zu beachten, daß ein solcher vollkommene, ideale Menschen voraussetzt, der Grundirrtum aller sozialistischen Theorien und Bestrebungen; man ereifert und empört sich über die zahlreichen Unvollkommenheiten unsers Daseins und vergißt dabei, daß nach unsrer Natur diese Unvollkommenheit die notwendige Voraussetzung für alles Große und Schöne ist, weil dieses uns nur im Kampfe erreichbar ist, ohne den die Menschheit verkümmern würde. Oder man verzichtet auf einen solchen vollkommenen Zustand für die große Masse, aber man hält es für möglich, ja geradezu für die Aufgabe der menschlichen Entwicklung, Übermenschen zu erziehen, Herrenmenschen, „blonde Bestien,“ die sich kraft des Rechts ihrer starken Individualität frei entfalten, ihren Trieben und Bedürfnissen folgend und jenseits von Gut und Böse stehend die dumpfe und stumpfe Masse beherrschen und ausbeuten. Das aber bedeutet ebenso wie der erste Versuch die Loslösung von aller Überlieferung, von allem Zusammenhange mit dem Gewordenen und beruht ebenso auf einer Überschätzung der Menschennatur wie jener.

Sollen wir nun nach solchen Betrachtungen schließlich selbst Pessimisten werden und zu dem Salomonischen Schlusse kommen: „Es ist alles eitel“? Sollen wir sagen: Es giebt nichts wirklich Großes auf der Welt, alle die historischen Größen sind Schein und Dunst, auch die größten Männer sind gewöhnliche Menschen gewesen, wie wir? Sollen wir, weil wir nicht mehr idealisieren können oder wollen, auch allem Idealismus abschwören und damit auf alles verzichten, was über das Sinnliche und Alltägliche hinausgeht? Dann wäre das Beste für uns das buddhistische Nirwana, das Selbstvergessen, damit wir das Bewußtsein dieser elenden Welt, über die wir doch nicht hinauskommen können, verlieren. Das wäre denn doch eine übereilte Schlussfolgerung. Wenn wir auch die Schattenseiten der Dinge sehen, so folgt daraus nicht, daß wir blind sein müßten gegen die Vorzüge unsrer oder einer frühern Zeit. Im Gegenteil, wir haben das gute Recht, diese Lichtseiten stärker zu betonen als die Schattenseiten, denn für die Nachwelt haben nur die starken, guten, edeln Eigenschaften einer Zeit, eines Volks, einer Persönlichkeit Wert und Bedeutung, nicht ihre Schwächen und Fehler; nur sie haben das Recht, als Vorbilder fortzuleben. Der Glaube an sie, das ist der rechte Idealismus, der Glaube

an den unvergänglichen Wert des Guten, Schönen und Wahren, und dieser Idealismus verträgt sich durchaus mit der nüchternen, ja kritischen Betrachtung der Wirklichkeit; ja bei einer solchen treten gerade die Lichtseiten schärfer hervor, als wenn alles wie in hellen Schimmer getaucht erscheint.

Wenn wir also heute die dunkeln Schlagschatten wahrnehmen, die auf der sonnigen hellenischen Welt liegen, gerade so, wie sich dort im Süden Licht und Schatten schärfer scheiden als in dem gebrochenen Lichte des Nordens, so sehen wir deshalb nur um so klarer ihre einzigen Vorzüge: die ungeheure Fülle des Lebens auf engem Raume, den unvergleichlichen Reichtum der Entwicklung, zusammengedrängt in den Zeitraum weniger Jahrhunderte, die Frische und Selbständigkeit dieser Entwicklung, die noch nicht belastet war mit dem Druck einer vieltausendjährigen Kultur und der beständigen Einwirkung fremder Völker, sondern an jedes Problem auf politischem, wirtschaftlichem, geistigem Gebiete frisch, unbefangen von Vorurteilen und Überlieferungen herantrat, die Entfaltung der freien, in sich ruhenden Persönlichkeit, die uns zum erstenmal überhaupt auf griechischem Boden entgegentritt, eine Litteratur, die alle überhaupt möglichen Gattungen durchbildete, eine Kunst, die wenigstens in der Plastik das Höchste aller Zeiten geleistet hat und in dem Reichtum ihrer Gesamtentwicklung niemals wieder erreicht worden ist. Und wenn die Athener ihre Stadt zugleich als die Säule und die Hochschule für ganz Hellas gepriesen haben, so ist das nicht Überhebung, sondern einfache historische Wahrheit. Gerade nachdem wir die griechische Geschichte unter schärfere Beleuchtung genommen haben, wissen wir genau, daß alles Höchste und Schönste des Hellenentums in Athen und nur in Athen erwachsen ist, nirgend anders. Was diese kleine Gruppe von Menschen geleistet hat, die in der Blütezeit, die Sklaven mitgerechnet, kaum die Einwohnerzahl des heutigen Leipzigs erreichte, das steht in aller Geschichte ohne Vergleichung da. Und wenn uns die Härte des Römertums oft abstößt, die bedingungslose Hingebung an den Staat und die Kunst der Herrschaft über eine reiche Kulturwelt, wie sie dieses Volk von Königen, dieser *populus imperator*, dieses Herrenvolk ausbildete und ausübte eben kraft jenes Staatsgedankens, sie hat doch zu allen Zeiten etwas imponierendes und Vorbildliches gehabt, sie lebt noch fort in der römischen Kirche, und die höchste Würde in der Welt bezeichnen wir noch heute mit dem Namen des größten Römers. Auf dem, was Griechen und Römer geschaffen haben, beruht trotz allem modernen Hochmut unsre ganze Kultur; deshalb ist, eingestanden oder nicht eingestandenmaßen, bewußt oder unbewußt, das klassische Altertum unser aller geistige Heimat. Ägypter, Assyrer, Babylonier stehen uns fern und fremd gegenüber, wir haben zu ihnen kein persönliches Verhältnis, in Athen und Rom fühlen wir uns zu Hause, hier tauchen wir wirklich ein in das Jugendalter der modernen Welt.

Im Grunde genommen sind diese Beziehungen der Gegenwart zum Alter-

tum innerlich enger als die zum Mittelalter, wie denn dieses wissenschaftlich viel später entdeckt worden ist als jenes. Die Empfindungsweise des Mittelalters ist uns modernen Menschen schwer verständlich und fremdartig. Die Alten waren im Grunde moderne Menschen und stehn uns deshalb näher. Und doch, wer wollte die großen Züge des Mittelalters verkennen, Züge, die dem Altertum fast alle fehlten, die Begeisterung und die hingebende Arbeit für hohe Ideale, für das christliche Weltreich, für die Weltkirche, für die Weltflucht in selbstentsagender Askese und Nächstenliebe? Auch das Mittelalter hat sich damit neue große Probleme gestellt, die das Altertum noch gar nicht kannte oder wenigstens in dieser Weise nicht stellte, und der Kampf für sie und gegen sie ragt herein bis in unsre Gegenwart.

Auch diese unsre Zeit hat Neues und Großes in die Welt gebracht. Sie steht unerreicht und unübertroffen da in der Entwicklung der materiellen Mittel, in der Erkenntnis und Ausbeutung der Naturkräfte, in der ungeheuern Energie der Arbeit auf allen Gebieten; sie hat, trotz alles offenen und versteckten Heidentums, den großen christlichen Gedanken sozialer Pflicht und sozialer Fürsorge in einem Umfange erfaßt wie keine frühere Zeit. Sie erst hat die ganze Erde unsrer Kenntnis erschlossen und mit einem Zeitalter binnenländischer Entdeckungsfahrten die großen geographischen Entdeckungen überhaupt beendet. Sie bringt zugleich alle Teile dieser Erde in immer engere Verbindung und nähert sich mit raschen Schritten dem Ziele, alle Völker der politischen und wirtschaftlichen Vorherrschaft der weißen Rasse zu unterwerfen, ein trotz aller häßlichen Züge im einzelnen doch großartiges, hinreißendes Schauspiel, wie es auf beschränktem Raume nur die Griechen der Zeit Alexanders des Großen in ähnlicher Weise erlebt haben, als dieses kleine Volk den Orient bis an den Indus und bis an die Grenzen Chinas seiner überlegnen Gesittung binnen wenigen Jahrzehnten unterwarf.

Und wenn unsre Zeit geneigt ist, im stolzen Gefühle ihrer Erfolge den Menschen als solchen zu überschätzen, so ist sie doch auf der andern Seite aufs eifrigste bemüht, in den Zusammenhang des einzelnen Menschenlebens und in das Verhältnis des Einzelnen zu seiner Umgebung immer tiefer einzudringen. Dabei wird immer aufs neue die alte Wahrheit bestätigt: das wahrhaft Große bleibt groß auch bei der genauesten Kenntnis, ja die Größe einer Leistung, einer Persönlichkeit wächst, je genauer wir die Bedingungen kennen lernen, unter denen sie gestanden haben. So ist es denn uns schon jetzt vergönnt, uns der Größe der Männer zu erfreuen, die unser Reich geschaffen haben und damit eigentlich auch erst unsre Nation. Auch dies ist ein Vorzug unsrer Zeit. Friedrich der Große, der Große Kurfürst sind ihren Zeitgenossen, so sehr sie von diesen bewundert wurden, im Grunde wenig bekannt gewesen; Kaiser Wilhelm und seine Paladine, Bismarck, Moltke, Roon sind uns schon jetzt bis ins einzelne hinein erkennbar.

Folgen wir Deutschen diesen Vorbildern, suchen wir wie sie den Idealismus in den Zielen mit dem Realismus in den Mitteln zu verbinden, dann werden wir imstande sein, die Stellung in der Welt, die uns gebührt, zu erringen und zu behaupten, ohne die Tiefe unsrer Bildung aufzugeben, die immer unser Stolz gewesen und ein Stück unsers Wesens geworden ist.

Leipzig

Otto Kaemmel



Die französische Revolution und die sozialistischen Ideen

(Schluß)



on dem Übergewicht, das der Mittelstand im Konvent, im Jakobinerklub, im Pariser Gemeinderat und in einem großen Teile der Pariser Sektionen hatte, ist schon die Rede gewesen. Tocquevilles Ausspruch, daß niemand auf seinen Besitz so großen Wert lege wie die Mittelstandsleute (*les hommes qui vivent dans une aisance également éloignée de l'opulence et de la misère*), galt auch von diesen radikalen und jakobinischen Spießbürgern. Den Kentnern unter ihnen bedeutete der Gedanke, selbst arbeiten zu müssen, die schlimmste aller überhaupt vorhandenen Möglichkeiten; die zahlreichen Handwerksmeister dieser Kategorie aber staken noch so tief in den Überlieferungen des Kunstwesens, daß jede Begünstigung der Arbeiter und Besitzlosen ihr Mißtrauen erregt hätte — ein Umstand, der auf die strengen Koalitionsverbote der Revolutionszeit von nachweislichem Einfluß gewesen ist. Zu den Besorgnissen, die die Führer des Konvents niemals völlig loszuwerden vermochten, gehörte die Furcht vor dem Wiederaufleben der Zünfte, deren Traditionen so tief eingewurzelt waren, daß selbst ein Musterjakobiner, der Bantischer Duplay (Robespierres Hauswirt, präsumtiver Schwiegervater und genauer Freund, Geschwornen des Revolutionstribunals usw.), inmitten der Schreckenszeit einen Rechtshandel zu bestehn hatte, weil er auf sein „Meisterrecht“ unberechtigte Ansprüche gegründet haben sollte. Sollten die Arbeitgeber an korporativem Zusammenschluß verhindert und unter das Gesetz gebeugt werden, das alle auf die Feststellung bestimmter Preise gerichteten Abmachungen mit schwerer Strafe bedrohte, so mußte dasselbe für die Arbeiter gelten, denen Lohnverabredungen streng und bei drakonisch harter Ahndung untersagt waren. Für die bis zum Widersinn gesteigerte Feindschaft der revolutionären Doktrin gegen jede Art von Vergesellschaftung und gegen die Möglichkeit, daß Mittelglieder zwischen den Staat und den Einzelnen treten können, ist das Gesetz vom 14./17. Juni 1791 besonders bezeichnend: